DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler und der Schulgemeinde des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford

Nummer 13 Januar 1955

Liebe Ehemalige und Eltern der Schüler des Friedrichs-Gymnasiums!

Seit Jahren ist unsere Vereinigung bemüht, das Band zwischen den ehemaligen Schülern und zur Schule, das durch die Kriegs- und Kriegsfolgeereignisse gelockert, ja gerissen war, neu zu knüpfen und enger zu binden. Unser Friederizianer hat viel dazu beigetragen, alle die Ehemaligen, die außerhalb Herfords, sogar außerhalb Deutschlands wohnen, teilnehmen zu lassen am Leben unserer Gemeinschaft. In der Überzeugung, daß auch die Eltern die Schule nicht nur als eine Bildungsanstalt, eine Einrichtung wie das Rathaus und das Finanzamt, sehen sollten, haben wir uns entschlossen, ab heute unser Mitteilungsblatt auch regelmäßig sämtlichen Eltern zuzustellen. Wir, d. h. die Schule und die Vereinigung, hoffen, daß so die Eltern auch inneren Anteil nehmen können am Leben der Schule. Möge diesem Versuch ein voller Erfolg beschieden sein zum Besten unserer Gymnasiasten!

August Ostermann:

Ein Seneca-Satz in seiner Bedeutung für unsere Existenz in der Gegenwart:

»Omnia aliena sunt, tempus tantum nostrum est«

Wie bei "aes alienum" (Die Schulden) hat hier das Adjektivum die Bedeutung "fremd" in dem Sinne, daß man über etwas verfügt, ohne daß es einem doch wirklich zu eigen ist. So ergibt sich die Uebersetzung: "Alles andere ist uns nicht wirklich zu eigen, nur die Zeit." Im Sinne des ersten Satzes heißt es im 8. Briefe (§ 9 und 10), alles, was uns das Glück gegeben habe, sei nicht unser wirkliches Eigentum und könne uns deshalb auch wieder genommen werden. Der Gedanke an die Vergänglichkeit irdischen Reichtums und weltlicher Macht hat das griechische Denken ja seit den ältesten Zeiten beschäftigt. Es seien nur die Novellen von Kroisos und Polykrates, dazu als Drama "Die Perser" des Aischylos genannt. Eigene Erfahrung hat uns in den letzten Jahren solche Schicksale lebendiger gemacht als je. So erging es auch Seneca. Auf der Höhe seines Lebens war er in Wirklichkeit Regent des Weltreiches und zudem einer der reichsten Menschen seiner Zeit. Aber er mußte auf Macht und Reichtum verzichten und erfuhr so selbst in ungewöhnlichem Maße die Wahrheit der Worte: "Omnia aliena sunt". Das macht er anschaulich lebendig, indem er in einem Briefe von einem Schiffbruche erzählt, der ihm, ähnlich

wie dereinst Aristipp, die alte Wahrheit des Weisen: "Omnia mea mecum porto" zur persönlichen Lebenserfahrung werden ließ. Dementsprechend sagt er, der Weise sei "fest überzeugt, daß ihm nichts gehöre als er selbst und er selbst auch nur mit seinem besseren Teil". (De constantia sapientis 6,3.) Eine genauere Bestimmung bringt dann der Satz: "Die Vernunft allein ist das wesentliche Merkmal des Menschen; sie ist sein einziges Gut, das alle anderen aufwiegt." (Brief 76, § 9 und 11; 41, 8.) Ähnlich sagte in unseren Tagen Jaspers: "Der Philosophierende kann nicht genug die Vernunft preisen, durch die er tut, was ihm gelingt." Die besonders durch die Hinwendung auf das Ewige zur höchsten Vollkommenheit entwickelte Vernunft ist nach stoischer Anschauung die Tugend (Seneca, Brief 76,10). Sie macht das ganze Glück des Menschen aus (72,8; 85,17). "Die Glückseligkeit des Weisen ist also eine innere; sie hängt von nichts Fremdem ab" (45,8). Durch die Tugend überwindet der Weise das Schicksal (76,6). Durch Geringschätzung der Güter des Glücks gewinnt er Ruhe und Sicherheit (74,6). Daraus ergeben sich die bei Seneca so oft wiederkehrenden Warnungen vor dem Reichtum: "Vielen hat schon beim Philosophieren der Reichtum im Wege gestanden" (17,3). Daher die Aufforderung: "Wirf all das von dir, wenn du verständig bist, oder vielmehr, um verständig zu werden, und strebe in vollem Lauf und mit ganzer Kraft nach einem guten Charakter" (17.1 und 87). Denn: "der kürzeste Weg zum Reichtum geht durch die Verachtung des Reichtums" (62,3). Chinesische Weisheit formte den Spruch: "Überreich ist der, der nichts zu verlieren hat." Die bekannteste Variation dieses Gedankens im stoischen Bereich ist wohl der Satz aus den "Paradoxa": "Nur der Weise ist reich", weil, wie es bei Seneca heißt, nur er es versteht, sich zu leben, denn — was die Hauptsache ist — nur er versteht es, überhaupt zu leben" (55.4). Die Geringschätzung des Reichtums steigert sich bei Seneca öfter bis zum Preis der Armut. Die einfache Ernährung der altspartanischen Erziehung wird wieder Vorbild und gehört zur sittlichen Selbstzucht. Eine Ertötung des Fleisches bedeutete das freilich nicht. Denn sogar von Epikur konnte Seneca ja den Satz übernehmen: "Honesta res est laeta paupertas." "Es ist ein köstlich Ding um die Armut, die man fröhlich erträgt" (Brief 2,6). Epikur hatte des öfteren durch frugale Lebensweise an sich selbst erprobt, welch ein Vergnügen es ist, an dem Vergnügen zu finden, was auch ein hartes Schicksal uns nicht so leicht zu nehmen vermag (18.9 und 10). So empfiehlt auch Seneca wieder und wieder Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Bedürfnislosigkeit (17,5; 4,11; 85,2; 88,29; 17,3). Seine Ziele dabei sind die Selbstbeherrschung, die innere Freiheit, die Bereitschaft zur Hinwendung auf das Geistige und Ewige. Ähnlich wie Franz von Assisi sagte, erst wenn der Christ nicht mehr beschwert sei von irdischem Gut, könne er Gott frohe Loblieder singen (laeta paupertas!), heißt es bei Seneca: "Auch aus einem Winkel kann man sich in den Himmel schwingen" (31,11).

Senecas Haltung ist jedoch nicht so radikal, wie es vielleicht nach manchen dieser z. T. von der alten Stoa übernommenen Sätze zunächst scheinen mag. Seine Lebensanschauung ist nicht ganz einheitlich. So sagt er z. B.: "Unser Äußeres passe zur Welt" (5,2). "Unser Streben sei, einer besseren Lebensweise zu folgen als die große Menge, nicht einer entgegengesetzten; sonst verscheuchen wir die, welche wir bessern wollen" (5,3). "Genügsamkeit verlangt die Philosophie, nicht Kasteiung" (5,5). "Ich untersage dir den Besitz des Reichtums nicht, aber ich wünsche zu be-

wirken, daß du ihn ohne Angst besitzt, und dies wirst du dann erreichen, wenn du dich überzeugt hast, daß du auch ohne ihn glücklich leben wirst, und wenn du ihn stets als etwas Vergängliches betrachtest" (18,13). Vgl. "omnia aliena sunt". Diese Haltung erreicht ihren Gipfel in dem Satze: "Den Reichtum nicht ertragen zu können, ist Beweis eines schwachen Gemüts" (5,6). "Der genießt den Reichtum am meisten, der des Reichtums am wenigsten bedarf" (14,17). "Gewisse Dinge sind zwar in bezug auf die tiefsten Fragen geringfügig und können ohne Schaden für die inneren Werte entbehrt werden; sie haben aber doch einen gewissen Einfluß auf unser Glücksgefühl, das als solches sich freilich an sich nur aus der Tugend ergeben kann." (De vita beata 22,3.) Wenn der Reichtum also für Seneca auch kein Gut ist, so gehört er für ihn doch, wie z. B. die Gesundheit, zu den Proegmena, den Dingen, die einen Vorteil bedeuten und nicht zu verwerfen sind. (De vita beata.) Nur die innere Freiheit muß stets gewahrt werden. So sagt er mit Epikur: "Die Dinge der Welt müssen nicht insofern verachtet werden, daß man sie nicht haben soll, nein, nur so weit, daß man sie nicht mit Leidenschaft haben soll." (De vita beata 21,3.) "Sapiens non amat divitias, sed mavolt." (Ebenda 21,4.) Sie bleiben ihm eben "aliena". "So wird der Weise seine Tugend, wenn er darf, auch beim Reichtum entfalten, wo nicht, in der Armut." - "Welches Schicksal ihm auch zuteil geworden ist, er wird etwas der Rede Wertes daraus machen" (85,40). (Vgl. ,,to make the best of it"!)

In diesem Sinne hat sich Seneca in gewissem Maße den gesellschaftlichen Formen seiner Zeit angepaßt, um des höheren Zieles willen. Er war überzeugt: "Meliores erimus singuli." (De otio 1,1.) "Wir werden bessere Menschen sein, wenn wir einsam für uns leben." Aber der stoische Weise sollte das Gute in der Welt fördern; und für Seneca war die Nächstenliebe höchstes Gebot. Nur die Geldkraft jedoch vermag ja in größerem Umfange soziale Hilfe zu ermöglichen. (De vita beata.) Und Senecas großes Bankinstitut gab Darlehen über ganz Europa und das damalige Afrika hin. So galten für ihn Pascals Worte: "Ich liebe die Güter, weil sie mir das Mittel geben, dem Unglücklichen damit zu helfen"; und er lebte entsprechend dem Satze Schopenhauers: "Sittlich handeln heißt fremde Not lindern." Noch nach Jahrzehnten war, wie Pohlenz sagt, seine Freigebigkeit sprichwörtlich; und bei seinem Sturze bewies er seine innere Freiheit durch volle Seelenruhe. Er war sich eben stets bewußt geblieben: "Omnia aliena sunt."

Nun meint Pohlenz, sicherlich sei er ehrlich überzeugt gewesen, sich auch in seinem Reichtum als Stoiker fühlen zu dürfen; wenn man sich aber die Lebensführung der reichen Stoiker des Scipionenkreises vergegenwärtige, so müsse man feststellen, daß Seneca aus der inneren Erfahrung heraus, daß die Stoa auch der Lebensfreude Raum gebe, ihren Geist zu einer weltmännischen Lebenskunst umgebildet habe, bei der Sittlichkeit und Lebensgenuß in Einklang gebracht seien. Damit habe er die griechische Philosophie umgestaltet, wie es kein anderer Römer gewagt habe. Diese Weltoffenheit hat sich aber, wie sich zeigen läßt, bei Seneca nicht nur aus seiner eigenen Lage und Erfahrung heraus entwickelt.

Zwei Stellen in den Briefen sind da von besonderer Bedeutung. Einmal sagt er: "Nicht die Sache selbst, sondern die Tugend macht die Dinge zu Gütern oder Übeln. Bei einem Gastmahle zu liegen ist ein Übel, auf der Folterbank gemartert zu werden ein Gut, wenn jenes auf schimpfliche, dieses

auf tugendhafte Weise geschieht" (71,21). Ein anderes Mal heißt es: Wir nennen auch diejenigen Dinge Güter, die aus der Tugend hervorgehen, das heißt: alle ihre Wirkungen (76,16). Nun sagt Sokrates in Platons Apologie (30 B): "Nicht aus dem materiellen Besitz entspringt die Tugend, sondern aus der Tugend ergeben sich dem Menschen Besitz und alle übrigen Güter." Den letzten Satz interpretiert H. Maier in seinem grundlegenden Werke über Sokrates: "Alle Güter des Lebens werden Güter erst, indem sie sich dem sittlich vollkommenen Leben ein- und unterordnen." Darin besteht für den platonischen Sokrates das Wesen der sittlichen Freiheit, von der die Alkibiadesrede im "Symposion" ein so unvergeßliches Bild entworfen hat. Er ist aufgeschlossen für alle Segnungen der Kultur und auch für heiteren Lebensgenuß, vermag aber sein Triebleben in einem ganz seltenen Maße zu beherrschen, ohne doch Asket zu sein. Das war auch Senecas Ideal; und daß er hier durch den Sokrates der Apologie Platons beeinflußt ist, kann bei der Uebereinstimmung der oben angeführten Sätze wohl nicht bestritten werden. Es wird auch niemand überraschen: nimmt er doch einzelne Sätze seiner Ethik sogar aus dem Lager der Gegner, z. B. von Epikur. Sein besonderes Vorbild aber war Sokrates.

Die Lebensfremdheit, zu der in der älteren Stoa das Streben nach reiner Innerlichkeit vielfach geführt hatte, war schon von Panaitios und Poseidonios in gewissem Maße überwunden; aber die Schulgenossen waren ihnen darin nicht gefolgt. Seneca war aus römischer Vitalität heraus besonders als Politiker aufgeschlossen für das Leben, wie es wirklich ist, und damit auch für die weltoffene Wesensart des Sokrates. So verhilft ihm diese Begegnung mit echtem griechischem Geiste zur Selbstfindung. Gegenüber der radikalen ethischen Haltung der alten Stoa, die nur ein aut - aut, nicht aber das et — et kannte, sah Seneca auch die Mittelwerte des Uebergangs. Weltoffen und doch zur Entsagung fähig zu sein, das war sein Ziel; und wenn er von Platon sagt, er habe vom Charakter des Sokrates mehr gelernt als aus seinen Worten, so gilt das offenbar auch für ihn selbst. Es handelt sich also nicht einfach um eine von einem Römer vollzogene Umgestaltung der griechischen Philosophie, sondern um eine Umbildung der stoischen Lebensanschauung unter wesentlichem Einfluß griechischen Geistes. Diese Hinwendung zur Weltoffenheit ist wichtig genug. Wenn Nicolai Hartmann in seiner "Ethik" sagt: "Die Tugend des Stoikers ist Undank gegen Leben, Welt und Wirklichkeit", so ist wohl deutlich gemacht. daß dieser Satz für Seneca nicht gültig ist. Die Worte "Omnia aliena sunt" sind bei ihm nicht Ausdruck der Askese. Wie hätte ihm auch wohl ein so riesiges Vermögen ohne Freude am Besitz so lange erhalten bleiben können!

Das ganze Ethos, das sich aus der inneren Verbundenheit mit dem eigenen Besitz ergeben kann, macht Börries von Münchhausen in wenigen Versen lebendig:

> "Was ist in der Welt ein köstlicher Ding als dieses, das ich von den Ahnen empfing!

Es blinkt ein Pflug im Thüringer Land, der geht durch meine Erde!"

Eine solche Freude am Besitz ist wohl vereinbar mit der Erkenntnis von der Vergänglichkeit aller irdischen Güter und der daraus ihnen gegenüber sich ergebenden inneren Freiheit, wie z. B. bei Homer die ganze Liebe zum Leben spürbar wird, wenn er von den "kurzlebigen Menschen" spricht.

Dazu ein Beispiel: Wenn eine Frau, deren Großvater und Urgroßvater weltberühmte Gelehrte waren, mit ihrem Gatten und mehreren Kindern aus dem deutschen Osten flüchten und damit das von den Ahnen ihres Gatten ererbte Gut verlassen mußte und längere Zeit als einzige Erwerbsfähige ihre Familie unterhielt, indem sie mit ihrer Hände Arbeit monatlich 180 DM verdiente, und dann noch sagte: "Wir sind stets fröhlich", so ist das wohl eines der vielen ergreifenden Beispiele menschlicher Größe in aller Not der Gegenwart. "Honesta res est laeta paupertas!" Auch diese Menschen haben es erfahren: "Omnia aliena sunt". Sollten aber nicht doch besonders den Eltern, wenn sie die eben angeführten Verse hörten, die Augen feucht werden?

Zwar braucht sich die natürliche Freude an schönem Besitz nicht gerade in einer Form des gentleman-Ideals auszuwirken, wie es Ortega y Gasset dahin kennzeichnet, daß der Mensch auf Grund einer wirtschaftlichen Machtstellung ein derartiges Gefühl der überlegenen Herrschaft gegenüber seinen Mitmenschen habe, daß ihm das Leben zum Spiel werde und er infolgedessen besondere Tugenden entwickeln könne. Diese Lebensform hat sich ja, indem sie für weitere Kreise Vorbild wurde, wohl etwas gewandelt.

So meint der spanische Philosoph, die äußeren Vorbedingungen zu dem Typus, wie er ihn kennzeichnet, seien nicht mehr in hinreichendem Maße gegeben, und er setzt sich deshalb für das hidalgo-Ideal ein, die Lebensform des niederen spanischen Adels, bei der die wesentlichen Vorzüge des gentleman-Ideals aus der Armut heraus entwickelt würden. Er meint wahrscheinlich, daß der große Besitz und die Armut dem Menschen am ehesten zur inneren Freiheit gegenüber den irdischen Gütern verhelfen könnten. So denkt man beim hidalgo zunächst wieder an die "laeta paupertas". In Argentinien ist aber der hidalgo Großgrundbesitzer. Und wenn Ortega vom hidalgo ganz allgemein sagt, er arbeite nicht, schaffe also auch keine Technik, so kann diese Lebensform uns wohl noch weniger als wirklichkeitsnahe Lösung erscheinen. Denn wir brauchen Arbeit, Wissenschaft und Technik, schon um die Weltbevölkerung zu ernähren.

Bei der Frage nach dem sittlichen Werte des Besitzes verdienen auch wohl der Kulturphilosoph und der Anthropologe gehört zu werden. Güter, mit denen man innerlich verbunden ist, sind z. B. für Spengler echte Güter und eine notwendige Grundlage der Kultur. Alles Recht beruht ja ursprünglich auf ethischer Grundforderung; unsere Zeit erwartet freilich eine mit dem Besitzrecht verbundene soziale Haltung, wie Seneca sie bewiesen hat. Der Anthropologe Gehlen sagt, die Kultur unserer Instinkte und Gesinnungen sei durch beschränkende Formen wie Eigentum und Recht "mühsam heraufgezüchtet". In ganz ähnlichem Sinne sagt schon Cicero in den "Tusculanen" (V. 2. § 5), an der Stelle, wo er die Philosophie als die kulturschaffende Denktätigkeit des Menschen preist, sie habe durch feste Wohnsitze, durch Ehe, Sprache, Schrift und Gesetze eine zuchtvolle Sitte entwickelt, dadurch in der so geschaffenen menschlichen Gemeinschaft den schlechten Eigenschaften entgegengewirkt und zur sittlichen Selbstvervollkommnung des Menschen beigetragen. Dementsprechend fordert Senecas Satz: "Omnia aliena sunt" keinen Verzicht auf Eigentum; er will nichts aussagen hinsichtlich der Eigentumsordnung oder über Probleme im politischen Bereich. Seine Gültigkeit beschränkt sich auf das Gebiet der Individualethik.

Zur so umgrenzten Bedeutung unseres Themas hat Gehlen noch etwas zu sagen. Er meint, die für die westliche wie auch für die östliche Welt wenigstens im politischen Bereich — als höchstes Ziel geltende Steigerung des Lebensstandards sei letzten Endes nichts anderes als das, was schon Bergson den "Wettlauf nach dem Wohlleben" genannt habe. Es fällt natürlich — auch Gehlen — nicht leicht, angesichts von so viel Not einen solchen Gedanken auszusprechen. Man darf aber darauf hinweisen, daß z. B. besonders in den Großstädten z. T. "unmäßig gesteigerte Ansprüche an das Leben" festgestellt sind. So verdienen Gehlens Gedanken jedenfalls sorgfältige Prüfung. Er führt aus, bei zu differenziert und zu üppig gewordener Zivilisation würden die äußeren Stützen der menschlichen Sittlichkeit fortgeschlagen. Solche Sicherungen sieht er außer dem Besitz in den Traditionen, Rechten und Sitten. Bei den Tieren hat ja die moderne Verhaltensforschung in ganz überraschendem Ausmaße in bestimmten Situationen dieselbe Art des Verhaltens festgestellt. Der Mensch ist demgegenüber ein "unspezialisiertes" Wesen. Schon Nietzsche nannte ihn, wie Gehlen bemerkt, ein "nicht festgestelltes" Wesen. Der "Wettlauf nach dem Wohlleben" und die mit ihm verbundene dauernde Auflehnung gegen die harten Pflichten bewirken nun nach Gehlen, daß die genannten äußeren Sicherungen geschleift werden. Der Mensch geht aus diesem Prozeß immer primitiver und grauenerregender hervor. Wir werden schnell "entformt, affektbestimmt, triebhaft, unberechenbar". Der Mensch fällt zurück in die "natürliche Unstabilität seines Instinktlebens". "Die ganze Schwäche der durch strenge Formen nicht geschützten menschlichen Natur" wird offenbar. Und "Form ist der Inhalt aller Kultur" hat man von anderer Seite gesagt. Die Kultur unserer Gesinnungen ist also nach Gehlen nicht natürlich, wie Rousseau meinte: der Naturzustand ist für ihn vielmehr das Chaos.

Das Beispiel par excellence für einen solchen primitivisierten Menschen ist ja Nero, der die durch Senecas Erziehung geschaffenen sittlichen Hemmungen sprengte und sich so in seiner ganzen Bestiennatur enthüllte. Man wird sich deshalb kaum wundern, daß Seneca sagt: "Nicht anders als in den Gladiatorenkasernen ist das Leben. Mit denselben trinkt man, und mit denselben ficht man: Eine Gesellschaft von Bestien". Und Spranger sagte 1946: "Deckt man beim Menschen und in der menschlichen Welt alles ab, was Kulturzutat und Züchtungsergebnis ist, so kommt als eigentliches Grundwesen zum Vorschein: das Tier."

Nun muß man gewiß sagen, daß auch manche Tiere Eigenschaften besitzen, die wir als wertvoll betrachten, wie z.B. Tiere fähig sind, sich für ihre Jungen aufzuopfern. Daß andererseits im Menschen auch etwas ursprünglich Gutes steckt, kommt ja z.B. zum Ausdruck in dem Satz: "Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder —". Die Reinheit des Herzens ist nach Nicolai Hartmann die "christliche Urtugend", sie steht nach Waetzoldts schönem Worte "Gottes Thron am nächsten". Trotzdem ist die Macht des Bösen eine Realität; aber der Mensch gibt sich über ihre Bedeutung gern Selbsttäuschungen hin. Ueber die Möglichkeit einer Verwirklichung des Satzes: "Erkenne dich" hat sich Goethe mit Recht sehr skeptisch geäußert.

Rousseau meinte, der Mensch sei von Natur naiv, gerecht und voller Beseelung; die Kultur habe ihn entarten lassen. Daher sein Ruf: "Zurück zur Natur!" Gehlen dagegen ruft, genau wie die deutsche Klassik gegenüber

dem "Sturm und Drang" — und damit gegenüber Rousseau: "Zurück zur Kultur!", zu "Recht, Gesittung, Disziplin, zur Hegemonie des Moralischen!" Und den Weg zu diesen Zielen sieht Gehlen im Gegensatz zum "trend nach dem Wohlleben" im einfachen, bedürfnislosen Leben, ja in der Askese. Dies Wort hat bei ihm freilich nicht die Bedeutung der höchsten religiösen Form, sondern die der geistigen Disziplin und der tatkräftigen Zurückdrängung der Instinkte. Eine solche "Askese" stellt für ihn eine Fortsetzung des Prozesses der Menschwerdung dar. Dabei steht er aber mit seinen Sympathien doch dem alten mönchischen Armutsideal so nahe, daß er wohl mit Recht meint, die Lebensform, für die er sich einsetzt, sei in der gegenwärtigen Gesellschaft utopisch. Er hofft aber, wenigstens "schöpferische Minderheiten" für seine Ziele gewinnen zu können. Als seinen Bundesgenossen darf man vielleicht Mitscherlich bezeichnen, der als Vertreter der Psychoanalyse sagte, um der durch die moderne technische Welt hervorgerufenen Neurose zu begegnen, solle der einzelne wohl überlegen, was für ihn wirklich notwendig sei (vgl. Horaz III, 1,25 "quod satis est") und ob er nicht durch einen entschlossenen Verzicht auf Besitz sich die innere Freiheit und die Möglichkeit, Mensch zu sein, bewahren könne. Wie bei Seneca erscheint bei diesen beiden Vertretern der Wissenschaft unserer Tage der Gedanke "Honesta res est laeta paupertas" als Antithese gegenüber einer hochentwickelten Zivilisation. Aber wenn Gehlen auch meint. als Ausweg bleibe "eigentlich nur noch die Askese" übrig, so möchten wir doch glauben, daß die Lebensform, wie sie Sokrates und Seneca geprägt haben, von vielen Menschen unserer Tage eher bejaht werden wird. Es sind ja nicht wenige, die heute, wie Shaw es tat, bei größter Weltoffenheit eine ganz einfache Ernährung bevorzugen, der sie nicht nur ihr hohes Alter, sondern auch die ungewöhnlich lange Erhaltung der Lebendigkeit des Geistes zu verdanken glauben. Es sei nur Elly Ney genannt, Wir möchten mit Preetorius glauben, daß gegenüber der etwas einseitigen Tendenz zur Vergeistigung, zur Abstraktion, die unser ganzes Geistesschaffen heute weitgehend beherrscht, die Synthese von Vergeistigung und Wirklichkeitsnähe, wie sie in der Kunst Chinas zum Ausdruck kommt, uns gerade heute etwas zu sagen hat. Solche Wirklichkeitsnähe steht ja, wie gezeigt wurde, nicht im Gegensatz zu dem Gedanken "Omnia aliena sunt". Seneca verlangt nur die Unabhängigkeit von den Dingwerten, volle Gewalt über sich selbst, die innere Freiheit.

Und daß die ratio dazu allein nicht ausreicht, das gehört zu seinen wichtigsten Erkenntnissen. Im 86. Briefe (§ 4) sagt er: "Quid tibi opus est, ut bonus sis? Velle!" "Du fragst: "Was muß ich tun, um ein guter Mensch zu werden?" "Du mußt wollen!" Dazu gehört der Satz: "Alles hängt von unserem Willen ab". — "Jeder ist so unglücklich, wie er sein will" (78,3). "Nur der Willensstarke, der Gerechte, der Mäßige kann sich freuen". Und wenn er an anderer Stelle sagt: "Mag dem Toren lieber das Wissen als das Wollen fehlen", so hat er damit den altstoischen Intellektualismus überwunden. Wir finden bei ihm nicht nur eine religiöse Haltung, wie sie z. B. zum Ausdruck kommt in dem Satze: "sequere deum" "Folge Gott nach", sondern mit Recht gilt auch "Seneca als Denker römischer Willenshaltung".

Und auch deshalb ist die Seneca-Lektüre für die Schule besonders wertvoll. Die Erfahrungen, die man in unserer Zeit mit dem Bösen im Menschen gemacht hat, lassen uns nicht vergessen, daß die elementaren Kräfte nicht nur um uns, sondern auch in uns eine Gefahr bedeuten. Das Ziel der Schule ist auch aus diesem Grunde nicht eine Uebermittlung vom Wissen, sondern "Erziehung zum Menschen". Demgemäß geht es z. B. bei der Behandlung der Antike nicht nur um aesthetische, sondern vor allem um ethische Werte. Für Seneca aber war die Stärkung des Willens so wichtig, daß er z. B. sagt: "Ich will lieber, daß ich es schlecht habe als bequem". "Wir wollen den Sturm suchen, wir wollen die Wunden suchen, wie ein Athlet". Das ist vielleicht etwas überspitzt, aber ganz ähnlich sagt Ortega y Gasset: "Das Gefühl des Schiffbruches, da es die Wahrheit des Lebens ist, bedeutet schon die Rettung". Und Gehlen meint, der "Druck der Not" habe "anthropologisch eine wahrscheinlich ungemeine Bedeutung". Körperliche Arbeit, Mühe, Schweiß gehören ihm zu den positiven Werten.

Im Gegensatze zu einer gewissen wirklichkeitsfremden Starrheit der älteren Stoa hatte also Seneca ihren Geist zu einer weltoffenen Lebensform umgestaltet; im Gegensatze zum altstoischen Intellektualismus war er ein "Denker römischer Willenshaltung". Er hat damit das von ihm beanspruchte Recht auf eigene Meinung wirklich ausgeübt. (De vita beata 3.2. De otio 3.1.) So finden wir auch bei ihm das allgemeine Merkmal der Antike, besonders allerdings des griechischen Geistes, alles als "frag-würdig" zu betrachten. Eine gewisse Sicherung gegen die dabei drohenden Gefahren bedeutete das für die Antike so kennzeichnende Streben nach dem rechten Maße. So kann die Beschäftigung mit Seneca den Aufruf zu maßvoller Selbstentscheidung in uns wecken und lebendig halten.

Eine weitere Sicherung sollte aber hinzukommen. Seneca ist doch auch durch die stoische Tradition so sehr bestimmt, daß man bei ihm in großem Maße von einer Umgestaltung alter Wahrheiten sprechen kann. Von dem besonderen Werte einer Pflege der Tradition gerade für das deutsche Volk ist ja in unserer Zeit schon so viel die Rede gewesen, daß man nach einem Buche über die Tradition gerufen hat. Die Gefahr, aus zu starker Bindung an die Tradition die Augen gegenüber den Problemen der Gegenwart zu verschließen, wird wiederum durch die ebengenannte Selbstentscheidung gebannt. So kann uns an diesem Beispiele bewußt werden, daß es eines unserer wichtigsten Ziele sein muß, eine wohlabgewogene Synthese von Tradition und Selbstentscheid zu erstreben, in der Schule, wie auch im Leben. Am "Ende der Neuzeit" ist diese Aufgabe gewiß keine leichte.

Im nächsten Hefte wenden wir uns dann dem tiefen Kernsatze unseres Themas zu: "Tempus tantum nostrum est".

Auf Trampfahrt in Skandinavien

Die europäische Jugend hat die Romantik des Reisens, von der manche Leute behaupten, sie sei mit dem Verschwinden der Postkutschen dahingegangen, in einer Form wiederentdeckt, die aus der Not der Nachkriegsjahre geboren wurde: im Trampen. Lassen Sie uns ein wenig im Skizzenbuch unserer Skandinavienfahrt blättern, die wir in dieser etwas ungewöhnlichen Weise im Sommer 1954 unternahmen.

Hamburg, Flensburg, Kopenhagen. In einer Hafenkneipe finden wir Zeit zum Schreiben. Es ist ein billiges Restaurant. Die Wände sind mit kitschigen Altstadtmotiven tapeziert. Der Lautsprecher überträgt Boogie-Woogie, dann eine Mozart-Symphonie. Das ist ein Gegensatz, der sich so oft auch in Kopenhagen bietet. Unweit vom Rathausplatz, den riesigen

Luxushotels und Geschäftshäusern amerikanischer Prägung atmet man die stickige Atmoshäre des Hafenviertels.

Man muß Kopenhagen abends sehen, wenn in allen Farben bewegliche Lichtreklame von den Geschäftshäusern auf die menschenbelebten Straßen herabspiegelt. Tausende besuchen den Tivoli, den berühmten Vergnügungspark Kopenhagens, durch den allabendlich zu bestimmter Stunde die Tivoligarde, baumlange Kerle in bunten Uniformen und großen, schwarzen Hauben, marschiert.

Schweden. An der Küste des Kattegat entlang erreichen wir Göteborg. Dann wird die Hauptstraße ein schlammiger Feldweg, der höchstens eine Schotterauflage besitzt. Ein Fjord, der sich tief ins Land erstreckt, trennt Schweden und Norwegen. Über dieses Wasser führt eine elegante, über 200 m gespannte, Brücke in 50 m Höhe: ein architektonisches Wunderwerk und eine großartige Empfehlung Norwegens.

Eine kleine Stadt im Wirtschaftszentrum Norwegens: Sarpsborg. Hier ist das größte Zellulose-Werk Norwegens. Da der Wald ungeheure Gebiete bedeckt, steht dieser Industriezweig in den Skandinavischen Ländern an erster Stelle. Das Zusammentreffen von Holzreichtum und Wasserkraft hat hier den Grundstein des Werkes gelegt. Weithin ziehen sich die Fabrikanlagen und die Holzstapelplätze, die eine Höhe von 20 Metern erreichen, am Ufer des Sarpeflusses hin. Energiespender ist der Sarpefufstem, ein Wasserlauf am Ausfluß eines schmalen, aber wasserreichen Sees.

Auf dem Wege nach Oslo kommen wir in ein Gewitter. Dunkle Wolken, der Himmel läuft an. Da bricht schon der Regen über das Land herein. Der Scheibenwischer müht sich singend, den Blick auf die Straße freizuhalten. Die Räder werfen hohe Wasserfontänen. Kilometerweit führt die Straße an einem See entlang, schneidet sich durch felsiges, birkenbestandenes Ufer. Nach einer Kurve sieht man plötzlich ins Leere: Da gähnt tief unter der Straße das Wassermeer des Oslofjordes auf, wellengepeitscht und regendurchwühlt. Dann sieht man nur noch Nebel. Der Verkehr stockt, die Fahrzeuge blicken mit flammend roten Lichtern rückwärts. Später löst sich der Regen. Man sieht die kleinen, schwimmenden Schäreninseln, die wie Eisberge schräg aus dem Wasser ragen. Dann der Petroleumhafen von Oslo, ein Wald von Segelbootmasten und schließlich die Innenstadt Oslos.

Das Zimmer in der Jugendherberge teilen wir mit zwei indischen Studenten und zwei Australiern. Gesprochen wird nur Englisch, eine Sprache, die überall im Ausland hervorragende Bedeutung hat. In Skandinavien folgt dann Deutsch, das vor dem Krieg erste Fremdsprache war.

Oslo hat nicht die Atmosphäre einer mitteleuropäischen Großstadt. Trotz vieler großer Bauten, wie des Rathauses und großer Hotels, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Stadt Provinzialcharakter besitzt. Aber sie hat eine großartige Lage am Ende des Oslofjordes: ein Häusermeer zieht sich im Halbkreis an den Bergen hoch.

Der nächste Tag ist der "Tag der interessanten Leute". Auf der Fram, dem Expeditionsschiff Nansens und Amundsens, haben wir ein Gespräch mit einem deutschfreundlichen Norweger, der seine Sympathie 1945 mit zwei Jahren Zuchthaus und dem Verlust seines Berufs gebüßt hatte. Seine Ausführungen über die gegenwärtige Stellung Norwegens zu Deutschland werden unterstrichen durch einen kleinen Zwischenfall auf der Straße.

Ein Wagen hält, wir fragen den Fahrer, ob er uns mitnimmt. Als er unser Deutsch hört, stutzt er. Dann sagt er: "Deutsche nehme ich nicht in meinem Wagen mit." Der nächste Fahrer, der hält, ist Sekretär der Christlichen Volkspartei Norwegens, Mitglied des Parlaments und des Europarates. Er ist Direktor einer höheren Schule und hat in Berlin deutsche Literatur studiert. Ganz klar, daß wir ihn sachgemäß "interviewen". Auf die Frage, wie er über das norwegisch-deutsche Verhältnis dächte und seiner Stellung zum "geeinten Europa", antwortete er: "Wir müssen vergessen, was in der Vergangenheit geschah. Ein geeintes Europa ist die einzig mögliche Lösung, obwohl kleinere Staaten in dieser Union in den Hintergrund rücken." Und auch dem letzten der interessanten Leute noch ein Wort. Er hat ein sonderbares "hobby", er sammelt alte Autos. Sein ältester Wagen stammt aus dem Jahre 1898. Ein Mann mit nicht allzuviel Geld, aber viel Enthusiasmus.

Kurz vor der Grenze. Es ist fast Nacht. Wir steigen in eine Holzfällerhütte ein und werfen unsere Schlafsäcke auf flache Bretterstapel. Die Nacht ist einsam und schweigend. Selten fährt ein Wagen mit flammendem Licht zur Grenze. Allmählich dringt die Kälte in den Schlafsack. Aber man kann nichts dagegen tun. So liegen wir lange wach.

Schweden. Karlstadt, Örebro, Eskilstuna. Einmal treffen wir einen ausgewanderten Deutschen. Er erzählt uns, daß hier die Löhne sehr hoch seien und gute Arbeiter überall gesucht.

Stockholm. Als wir ankommen, machen wir uns sofort auf Quartiersuche. Nach vielen vergeblichen Versuchen finden wir in einer Bibliothek des Jesuitenordens für die erste Nacht ein Lager auf dem Fußboden. Die zweite Nacht schlafen wir in einem Notquartier einer Lateinschule. Schließlich gelingt es uns, für die folgenden Nächte Unterkunft im Jugendherbergsschiff "af Chapmann" zu finden, das all die Tage vorher belegt war.

Heute bummeln wir durch die Stadt auf den Schären. Wir besteigen den vielfotografierten Stadthausturm, der eine wundervolle Aussicht über die Stadt mit den Schären, Kanälen und Parkanlagen bietet. Etwa 60 Meter unter uns strömt der glänzend organisierte Großstadtverkehr.

Aber eine Großstadt muß man abends erleben, wenn sich die Neonreklame in den Schaufenstern widerspiegelt und die Menschen durch die Straßen hasten. Dann erst spürt man den Pulsschlag der Großstadt.

Es dauert oft Stunden, bevor man eine große Stadt verlassen hat. Zum letzten Male gleitet der Blick zur Mälarinsel hinüber, wo die vielen kleinen Booten liegen, und zum Stadthaus. Hundertmal hat man dieses Bild aufgesogen: jetzt fällt es schwer, sich freizumachen, so sehr ist man eingefangen vom Rhythmus dieser Stadt. Stunden, Tage vergehen, ehe die Bilder langsam zerfließen, dem Gedächtnis angehören und nicht mehr lebendige Gegenwart sind.

Hundertfünfzig Kilometer Nachtfahrt durch endlosen Wald. Wer das einmal erlebt, versteht, daß das Auto durchaus seine "Romantik" hat. Aber wer kennt schon das Hochgefühl der Schnelligkeit, die Drohung des Unbekannten, Nächtlichen, die Gefahr, die hinter der nächsten Kurve lauert, das entgegenkommende Licht, groß und geöffnet wie ein staunendes Tier? Blinkendes Insekt huscht vor den Windschutzscheiben her, flattert, verlöscht. Starrende Schatten kauern zu beiden Seiten und — endlich ein Dorf, eine Stadt mit blinkenden Fenstern, Häuser mit offenen Türen,

Menschen, eine Brücke, verlöschende Laternen, dann Wald, so tief wie der Schlaf.

Uddevalla. Göteborg. In Helsingborg endet unser Streifzug durch die skandinavische Halbinsel. Wir setzen über nach Dänemark und erreichen nach einer Fahrt kreuz und quer durch Seeland, dem Lande der Burgen und Schlösser, Kopenhagen, von wo aus wir über Kolding, Flensburg, Hamburg zurückkehren.

Wir haben vielen Leuten zu danken für ihre Gastfreundlichkeit, vor allen den Schweden, die uns überall als Gäste, die ihr schwedisches Vaterland erforschen und kennenlernen wollten, aufnahmen, niemals als lästige Bettler. Dank sei aber auch denen, die uns die große Chance gaben, andere Länder kennenzulernen und mit anderen Völkern sich zu verständigen.

Pfalzreise der Schulhandballmannschaft

Dank der finanziellen Unterstützung der Vereinigung Ehemaliger unserer Schule konnte die Handballmannschaft des Gymnasiums unter Leitung von Herrn Dr. Saborowski in den kurzen Herbstferien zu einem Trainingslehrgang nach Hassloch/Pfalz fahren. Fünf Tage lang waren wir Gäste beim Sportlehrer des pfälzischen Handballverbandes und Trainers der Handball-Nationalmannschaft, S. Perrey, der in Hassloch eine Sportschule leitet.

Am 29. Oktober fuhr unser Team direkt von der Schule in Richtung Pfalz. Nach etwas ermüdender Fahrt kamen wir gegen 19 Uhr in Hassloch an. Nach der herzlichen Begrüßung mußten wir uns zu dem Spiel gegen die Jugend der TG Hassloch fertigmachen, das als Einlagespiel in einem, an diesem Abend stattfindenden Turnier, vorgesehen war. In diesem Turnier, u. a. mit dem jugoslawischen Handballmeister, sahen wir die Hohe Schule dieses Spiels. Aber etwas schienen wir auch davon zu verstehen, denn die Jugend der TG wurde mit 9:2 geschlagen. Am Sonnabend begann das Training, das nun täglich zu absolvieren war. Der theoretische Unterricht war zu ertragen, das praktische Training zu erleiden. Diese Anschauung hatte man natürlich nur während des Trainings, danach hatte man doch noch genügend Kräfte, um zu zeigen, wie gut die Laune war. Am Sonntag fuhren wir nach Heidelberg, das nach Ansicht der Amerikaner neben dem Hofbräuhaus typisch deutsch ist. Die waren auch zahlreich vertreten, in Uniform und in dem Zivil, das uniform ist; grelle Krawatten, großkarierte Hemden, enge Hosen usw. Sie kauften die schönen Aschenbecher mit aufgemaltem Schloß oder den Bierkrug, bei dem eine Spieluhr "Alt Heidelberg du Feine" spielt. Aber trotz dieses Geschäftes mit der Romantik gefiel uns Heidelberg, gefiel uns die großartige Ruine des Schlosses. Ein Besuch Speyers - wir besichtigten den gewaltigen Kaiserdom — beschloß den Sonntag.

Am Montag geschah dann das Unglück. Unser Mannschaftskapitän Heitbrink verletzte sich beim Training so, daß er für längere Zeit nicht spielen konnte. Für uns war es ein Unglück, denn Heitbrink war Rückgrat unserer Mannschaft. Später wurden wir uns darüber klar, wie uns das Unglück zusammenschmiedete oder besser, es zeigte uns, wie wir zusammenhielten und welcher Geist herrschte. "Jetzt gerade" dachten wir, fuhren nach einem Besuch auf Schloß Trifels nach Landau, spielten gegen

die Jugend des dortigen Vereins und gewannen 11:4. Höhepunkt unserer Erfolge war das Handballturnier der höheren Schulen der Pfalz, an dem sich Andernach und unsere Schule als Gäste beteiligten. Am Morgen war ein Feldhandball-, nachmittags ein Hallenhandballturnier. Obwohl ohne Erfahrung auf dem großen Feld, ließen wir uns nicht unterkriegen und stellten den Turniersieger durch Siege über Andernach (9:3) und Ludwigshafen (5:2). Jetzt ging es Schlag auf Schlag. Mit dem System, das wir in Hassloch erlernt hatten, schlugen wir im Hallenhandball Ludwigshafen 4:1, Zweibrücken 7:0. Durch den 7:1-Sieg über Landau erreichten wir das Endspiel. Im rasanten Spiel, von dem alle Zuschauer, unter ihnen der Vorsitzende des pfälzischen Handballbundes, begeistert waren, wurde unser Gegner Andernach 13:4 geschlagen. Und dies in einer Spieldauer von 2×7 Minuten.

Eine Plastik war unsere Siegestrophäe, begeistert kehrten wir am nächsten Tage nach Herford zurück.

Wir danken den Ehemaligen, die uns halfen, diese Fahrt zu unternehmen, wir danken unserem "Handball-Professor", Herrn Dr. Saborowski, der diese Fahrt mit uns unternahm. Was wir gelernt hatten, zeigten wir in Herford. Die Jugend des SuS, 3. Westfalenmeister, unterlag nach 2:0-Führung mit 25:4. Ein Vergleichskampf mit dem stärksten Herforder Hallenhandballverein VfL, fiel klar zu unseren Gunsten aus. Gymnasium-Jugend — VfL-Jugend 16:5. Gymnasium I — VfL I 18:17. Zu diesem Spiel, 17:11-Führung, fehlte uns die nötige Kondition, einige Spieler hatten schon im vorherigen Jugendspiel gespielt, den Endspurt bis 17:17 aufzuhalten. In letzter Minute jedoch schoß unser Mannschaftskapitän Heitbrink das Siegestor.

Aus dem Leben der Schule

Die Schule begrüßt dankbar, daß ihr Gelegenheit gegeben wird, im "Friederizianer" über das Alltagsleben der Schule berichten zu können, und daß von nun an dieses Blatt auch allen Eltern unserer derzeitigen Schüler in die Hand gegeben werden soll. Wir hoffen, daß dadurch das Band zwischen Ehemaligen, Eltern und jetzigen Schülern noch enger wird zum Segen unseres Friedrichs-Gymnasiums.

Rückblick auf 1954

An Stelle von Herrn Studienrat Ostermann und Herrn Studienrat Giesler sind Ostern 1954 zwei neue Herren in unser Kollegium eingetreten, Herr Studienrat Dr. Schröter und Herr Studienrat Rasper (alte Sprachen, Deutsch, Geschichte, Philosophie). Wenn damit das Friedrichs-Gymnasium auch (was heute selten ist) seine Planstellen besetzt hat, so bestehen doch wegen der übergroßen Mittelstufenklassen noch Schwierigkeiten.

Dem Anstaltsseminar am Friedrichs-Gymnasium sind für das Schuljahr 1954/55 5 Studienreferendare zur Ausbildung überwiesen.

Zum Vorsitzenden der Schulpflegschaft ist Herr Pastor Damrath vom Münster als Nachfolger von Herrn Pastor Voß gewählt.

Ueber das Sommerfest kurz vor den großen Ferien ist bereits im Oktoberheft berichtet.

Viel Freude hat der einwöchige Landheimaufenthalt sämtlicher Klassen (außer Sexta, die nur 2 Tage fort war) im Frühsommer bereitet. Auf Jugendherbergen und andere Heime verteilt, haben die Klassen mit ihren Lehrern auf Wanderungen und Fahrten die Schönheiten ihrer engeren und weiteren Heimat erlebt. Besondere Eindrücke konnte die Unterprima auf ihrer Fahrt nach Holland sammeln. Ueberall herzlich begrüßt, hat sie bei Sport und geselligem Beisammensein Verbindung zur holländischen Jugend gefunden; nicht zu vergessen die Bereicherung durch Besichtigung der holländischen Kunstschätze.

Die auf diesen Fahrten gemachten Erfahrungen und die allen Bauvorhaben an der Nordsee und auch im Sauerland entgegentretenden Schwierigkeiten haben uns verzichten lassen auf die Errichtung eines eigenen Landheimes. Der zu diesem Zweck vor etwa 2 Jahren gegründete "Landheimverein" hat seine Ziele erweitert und wird sich noch mit einem besonderen Rundschreiben an alle Ehemaligen, Eltern und Freunde des Friedrichs-Gymnasiums wenden, und ich darf Sie auch hier bitten, Ihr Interesse dem "außerschulischen Leben" Ihrer alten Schule zu schenken. Der Herr Vorsitzende der Ehemaligen, Herr Rechtsanwalt Lümkemann, hat dankenswerterweise den Vorsitz auch dieses Vereins und Herr Dr. John die schwierige Arbeit des Kassenwarts übernommen. Die enge Verbundenheit zwischen Ehemaligen und Schule kommt damit sinnfällig zum Ausdruck.

Besonderer Dank gebührt an dieser Stelle der Vereinigung der Ehemaligen dafür, daß sie es durch einen erheblichen Zuschuß unserer Handballmannschaft ermöglicht hat, in den Herbstferien nach Hasloch in der Pfalz zu einem Trainingslehrgang zu fahren. Wieviel Freude dadurch den Jungen gemacht und wie sehr damit der Pflege des Sports an unserer Schule gedient ist, können Sie aus dem Bericht eines Teilnehmers entnehmen. Die Jungen haben ihren Dank dadurch abzustatten versucht, daß sie die Farben des Friedrichs-Gymnasiums bei mehreren Handballspielen und -turnieren gegen spielstarke Vereine und Schulen erfolgreich vertreten haben. — Auch die Jüngeren konnten bei einem Turnier am 23. November die Stadtmeisterschaft der Schulen Herfords erkämpfen.

Am 23. Oktober hat sich die Schule zu einer Kriegsgefangenengedenkfeier und am 13. November zu einer Gedenkstunde anläßlich des Volkstrauertages in der Aula versammelt. Die Orgel trägt an dem allen Ehemaligen wohlbekannten Medaillon einen Lorbeerkranz, und die Inschrift am Spieltisch der Orgel "Unseren gefallenen Helden" ist mit einer Tannengirlande geschmückt. — Möchten alle, die uns Namen von Gefallenen und Vermißten sagen können, an unsere Bitte in der Oktober-Nummer denken und uns helfen, das Goldene Buch zu vervollständigen.

Am 14. November hat eine Abordnung der Schule einen Kranz am Ehrenmal der Gefallenen auf dem Alten Markt niedergelegt. Am Tage nach Totensonntag gedachte die Schule in der Andacht ihrer im Jahre 1954 verstorbenen Lehrer und ehemaligen Schüler.

Wie alle Jahre haben die Schüler (SMV) rührig und fleißig unseren Brüdern und Schwestern in der Sowjetzone zum Weihnachtsfest Pakete geschickt.

Das alte Jahr wurde am 22. Dezember mit einer Stunde weihnachtlicher Musik beschlossen. Bei dieser Gelegenheit konnte dem Unterprimaner H. Schottky für seine treue Hilfe bei der Neuordnung der Bibliothek aus einer Spende der Ehemaligen eine Buchprämie überreicht werden (M. Pohlenz: Gestalten aus Hellas).

Gedankt sei noch den Ehemaligen für den Wandschmuck auf dem oberen Flur (6 Bilder aus Alt-Griechenland) und die Hilfe beim Bau einer Bühne in der Aula.

Damit bin ich am Ende meines Kurzberichtes über das Jahr 1954. Ich schließe, indem ich allen Ehemaligen, Eltern, Freunden und Schülern des Friedrichs-Gymnasiums ein gesegnetes, neues Jahr 1955 wünsche.

Brumberg

Chronik

Beisetzung von Professor Schatte

Die Fahne vor dem Friedrichs-Gymnasium wehte am 18.11.1954 auf halbmast. Das Zeichen der Trauer galt Professor Ernst Schatte, der 37 Jahre



dem Gymnasium diente und der zur Mittagszeit auf dem alten Friedhof unter großer Beteiligung beigesetzt wurde. Bei der Trauerfeier in der Friedhofskapelle gedachte Pastor von Hase der vortrefflichen menschlichen und beruflichen Qualitäten dieses hochbetagten heimgegangenen Erziehers. Er habe sein Amt wahrhaft als Berufung aufgefaßt und dadurch der Jugend so viel geben können. Mit ihm sei der letzte Wissenschaftler der alten Generation Herfords gestorben, und es verdiene in dieser Stunde hervorgehoben zu werden, daß bei ihm über der Wissenschaft stets das Wort Gottes als fester Grund aller Erkenntnisse gestanden habe.

Dem Trauerzuge zum Grabe gingen die oberen Klassen des Friedrichs-Gymnasiums mit einem Kranz sowie die Prima der sich mit dem Friedrichs-Gymnasium stets besonders verbunden fühlenden Königin-Mathilde-Schule voraus.

Viele ehemalige Schüler von Professor Schatte, zum Teil auch schon in hohem Alter, folgten dem Sarge. Im Namen unserer Vereinigung legte der Vorsitzende, Rechtsanwalt Lümkemann, einen Kranz am Grabe nieder. Dabei gedachte er ergriffen des Heimgegangenen, der in den Herzen der Ehemaligen wegen seiner menschlichen Wärme, die er den Schülern gegenüber besonders in schwierigen Lagen spürbar werden ließ, fortleben werde.

Direktor Brumberg legte den Kranz des Friedrichs-Gymnasiums an der Gruft nieder, ihm folgten die Angehörigen des Lehrerkollegiums und viele alte Schüler.

Kohlessen und Mitgliederversammlung

Zum Kohlessen am Abend des 27. 11. 1954 hatte sich eine erfreulich große Zahl Ehemaliger im Hotel "Stadt Berlin" eingefunden. Es erwies sich, daß der Vorstand richtig gehandelt hatte, als er dieses Haus als Versammlungsort wählte. Das Essen schmeckte vorzüglich, der Raum war gepflegt und gemütlich. Der Vorsitzende begrüßte die Anwesenden, besonders die Ehrenmitglieder und die anwesenden Herren des Lehrerkollegiums und eröffnete nach dem Essen die Mitgliederversammlung mit einem Bericht über die Tätigkeit des Vereins. Der Kassierer, Herr Boecker. gab den Kassenbericht, der den Beifall der anwesenden Mitglieder fand. Ferner wurde an die Stelle des auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand ausscheidenden Herrn Diekmann Herr Dipl.-Volkswirt Linden-Stromberg in den Vorstand gewählt. Über das Scheitern der Pläne, ein Schullandheim zu bauen, gab Herr Oberstudiendirektor Brumberg Bericht. (Näheres darüber auf Seite 13 dieses Blattes.)

Mit frisch-fröhlichen Liedern ging es in den gemütlichen Teil. Ganz besonderes Vergnügen bereiteten die lustigen Beiträge von Herrn Lütjens und Dr. Schwagmeyer aus Witten. Wir werden sie für alle, die nicht dabei sein konnten, im "Friederizianer" abdrucken. Noch lange nach aufgehobener Tafel saßen etliche Ehemalige im Restaurant beim Bier zusammen und frischten alte Erinnerungen auf. Die letzten gingen gegen 2 Uhr.

Vortrag von Baurat Gelderblom

Am 29.12.1954 hielt Kreisbaurat Gelderblom im Weinklub einen Vortrag mit vorzüglichen Farblichtbildern über das Thema "Das alte und das neue Hellas". Man blieb anschließend noch gemütlich bei einem Fäßchen Freibier zusammen, das Herr Uekermann gestiftet hatte.

Humor und Unterhaltung

Döneken um Theodor Denecke

In der Reihe der Lehreranekdoten sollen hier einige zum besten gegeben werden, in deren Mittelpunkt die geheiligte Person des ehemaligen Direktors Theodor Denecke steht.

Vorauf aber ein paar charakteristische Züge für alle diejenigen, die nicht die Ehre hatten, von ihm unterrichtet zu werden.

Innen und außen immer tadellos gebügelt, in einem Anzuge, an dem kein Stäubchen zu sehen war, pflegte er beim Unterrichten wie angenagelt vorn links vor der Klasse zu stehen. Sein erster Schritt in den Raum führte ihn zu diesem durch Überzeugung und Gewohnheit fest umrissenen Platze, und nur äußerster Affekt vermochte es, ihn aus diesem heiligen Bezirke zu entfernen. Da aber Selbstbeherrschung eine seiner unentwegt gepredigten Tugenden war und diese so und sooft von ihm im Kampf mit den Dämonen der Schülerseele beschworen wurde, war sie ihm mittlerweile zu seiner zweiten Natur geworden, ob ihm schon ein dionysisches Rasen und eine ekstatische Kraft, zumal bei Zornesausbrüchen, nicht fremd war. Infolgedessen waren die Gelegenheiten an den Fingern zu zählen, da er diesen Platz am Fenster im Feuer seiner Erregung verlassen hätte. Gleichwohl war er dessen durchaus fähig, hatte sich aber sehr in der Gewalt. Dabei bediente er sich eines genialen Hilfsmittels, was einem empfindsamen Manne nicht wohl versagt werden kann, der zudem unbedachterweise sein ganzes Leben dem aufreibenden Kampf mit der Dummheit der menschlichen Seele gewidmet hat.

So unterließ er es nie, sofort nach dem Gang zu seiner Cella, in der ja das Bild der Gottheit zu stehen hat, den nächsten Fensterflügel zu öffnen, offensichtlich, damit die kühlende Luft um seine sich womöglich erhitzende Stirne wohltätig flute. Daß er dessen sehr bedurfte und diese nur als Hilfsmittel gegen eine aufbrausende innere Bewegung zur Hand stehen mußte, erfährt durch den Umstand seine Beweiskraft, daß er selbst bei eisigster Außentemperatur sich des offenen Fensters nicht enthielt, ganz ungeachtet dessen, daß ein betontes Schütteln und Hüsteln, Händereiben und von ganz Vorwitzigen sogar ein Händeschlagen sich bei der ihm anvertrauten Jugend einstellte, Laute des Unbehagens ertönten und die beiden Damen der Klasse, die dicht zu seinen Füßen saßen, ihn mit Blicken tötender Entrüstung zu erdolchen versuchten. Daß er sich sogar dadurch keineswegs abschrecken ließ, war allerhand, denn er war ein sehr höflicher Mann und von Natur und Erziehung außerordentlich ritterlich. Doch in dem Kampfe zwischen einer feilen Popularität einerseits, die ihm eingekommen wäre, wenn er seiner Fensterneigung Zügel angelegt hätte, und der Festigung seiner Selbstbeherrschung durch den eisigen Wind naturhafter Kühlung andererseits zog er das letzte vor. Er wurde nach dieser Seite hin nachdrücklich unterstützt durch seinen eigenen Wahlspruch, daß man nämlich bei einem Entscheidungszwange für eine Sache immer die wählen müsse, die der Selbstbeherrschung diene. "Tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapferer, wer sich selbst bezwang!" war eins seiner vielen Stoßgebete, mit denen er uns auf den Weg eines anständigen, zukunftsreichen und, woran er nicht zweifelte, letzten Endes auch ruhmvollen Lebens weisen wollte.

So stand er also bald nach dem Schellen an seinem Platze. Hatte er nun den Unterricht durch ein paar Fragen wiederholender Art eröffnet, dabei den Kummer seiner Seele darüber in wohlgesetzten, von Zitaten durchwirkten väterlichen Ermahnungen ausgelassen, daß ihm die Perlen seiner letzten Darbietungen in Gestalt einer Masse entgegentraten, die völlig des Glanzes, der matten Durchsichtigkeit und des faszinierenden Schimmers entkleidet war, ging er zur weiteren Besprechung des anstehenden Stoffes über.

Dabei pflegte er die Hände unter Zusammenraffen der Rockschöße auf seine beiden Gesäßtaschen zu stützen, in den Knien ein wenig eingeknickt und etwas nach vorn gelehnt, um die oft nicht nur akustisch schwer verständlichen Antworten besser hören zu können, und pflegte unter den funkelnden Gläsern seiner Brille her häufig beschwörend und antreibend seine Blicke auf den Gegenstand seiner Verzweiflung zu richten.

Hatte der aber eine Antwort gegeben, die der Überlegung wert war, strich er sich mit Daumen und Zeigefinger seine Oberlippe mit jener überlegsamen und gepflegten Gebärde edler Männlichkeit, die alle die beherrschen, denen eine sogenannte Fliege den Eingang zu ihrer Nase wohltätig verschließt oder einmal verschlossen hat. Bei ganz besonders schwierigen Überlegungen jedoch liebte er es, sich mit dem Zeigefinger die Rinne in der Oberlippe unterhalb der Nasenscheidewand lebhaft zu kratzen, eine von uns stets mit Aufmerksamkeit verfolgte sportliche Übung, da wir aus Erfahrung wußten, daß sie seinem Denkprozeß sehr förderlich sein konnte, was uns der eigenen Gedankenarbeit überhob. Sie konnte aber auch zu dem Ende führen, daß sein Denkapparat ihn zu der Erkenntnis brachte, er sei im Begriff eine Arbeit zu tun, die billigerweise dem Schüler zukam. In solchem Momente trat die von uns befürchtete Wendung ein, indem er sich auf den Streitwagen seines pädagogischen Pflichtbewußtseins schwang und unter hageldicht fliegenden Anpeitschungen ironischer und zorniger Formulierungen uns in raschere Bewegung zu versetzen suchte.

Von Zeit zu Zeit griff er dabei mit selbstverständlicher Gebärde in eine seiner vielen Taschen und zog ein blitzsauberes Taschentuch heraus, für deren Anschaffung er übrigens ein Vermögen ausgegeben haben mußte. Denn er hatte nicht nur zu jeder Zeit und Stunde stets ein solches Attribut zur Hand, sondern sie waren auch allesamt in ihrem Farbton und ihrem Muster dem jeweils getragenen Anzuge angepaßt.

Eines Tages nun, von dem zu erzählen wir im Begriff sind, hatte er die letzte und sechste Stunde Deutsch zu geben. Zur Behandlung stand Don Carlos.

Nun war ausgerechnet dieser Tag ein wahrhaft leidiger Tag unter den vielen an sich schon leidigen Tagen des Jahres. Nicht genug damit, daß die Anordnung der Stunden auf dem Stundenplan zu einerAnhäufung schwerer und damit widerwärtiger Fächer wie Latein, Griechisch, Mathematik und Deutsch geführt hatte, nein, zur Unterstützung dieser Plage hatte es der liebe Gott Sommer sein lassen. Und dazu jenen Sommer, da die Glut der Hitze Steine erweicht, Vögel wie tot aus dem Himmel fallen läßt, den Horizont in die Schwaden grauen fließenden Glastes verbirgt und die Atmosphäre des Schulhofes zu einer Vorahnung krematorischer Wärme-

grade bestimmt, die man hier indessen im Gegensatze zu jener Gelegenheit am lebendigen Leibe und mit vollem Bewußtsein erleben muß. Die Stimmung, die der Herr vorfand, war demzufolge lustlos, betont lustlos, ja ich möchte sagen, sie war mehr. Sie war gar nicht vorhanden. Wo aber keine Stimmung, da keine Bewegung; wo keine Bewegung, da kein tätiger Geist, wenn anders Demokrit recht hat. Es war, um mit Marquis Posa zu reden, der ja hier in Rede steht, die Ruhe eines Friedhofs.

In diese Situation geriet nun der Herr Direktor. Zu einer anderen Zeit hätte er womöglich Verständnis für die vor ihm ausgebreitete Schülerseele gehabt. Heute machte diese selbst ihm jedoch das Verstehen sehr schwer, denn sie war alles andere als ausgebreitet, sondern hatte sich auf einen so kleinen Punkt zusammengezogen, daß sie überhaupt nur noch mit einem starken Vergrößerungsglase zu erkennen gewesen wäre, wenn jemand nach ihr gesucht hätte. Danach stand dem Herrn Direktor aber ganz und gar nicht der Sinn. Das hatte freilich nichts mit dem heißen Tage zu tun. Davon war er dank seiner oben erwähnten Selbstbeherrschung und dem ausgeklügelten Fensterkühlungssystem frei. Seine Einstellung hatte ganz andere Gründe. Er hatte nämlich sehr mit sich selbst zu tun. Er war deprimiert. Wohl hatte er im Bewußtsein gehabt, daß der Schüler selten zu den Höhenflügen großer Geister fähig, wohl hatte er sich keine Illusionen gemacht über den Mangel an Schwungkraft, doch ein letztes Restchen Träumerei und Optimismus hatte ihn davor zurückgehalten, zu dem Ende zu kommen, der Pennäler sei von Grund auf ein Banause. Und dieser Optimismus war ihm heute zu Schanden geworden, entzwei gebrochen, wie ein Eis, das uns entfällt, oder wie die Scheibe der großen Flügeltür im Korridor, gegen die wieder einmal ein unheilbarer Geisteskranker auf Grund allzu verwickelter Gedankengänge gestoßen war. Zwei Ereignisse desselben Tages hatten seine Seele krank gemacht, so krank, daß alle Milde und sogar aller pädagogischer Eros von ihm gewichen war, wie das Wasser aus einer lecken Kalebasse.

In der zweiten Stunde dieses Tages hatte er Griechisch bei uns gegeben. Wir lasen Homer, und die Geister waren noch einigermaßen frisch. Nun war ein besonderes Steckenpferd unseres hohen Chefs und seine ganz besonders gehegte Liebhaberei, bei der Übersetzung schmückender Ausdrücke und formelhafter Wendungen ein wirklich anschauliches Deutsch von uns suchen zu lassen und keineswegs mit alten, lang überkommenen Wörtern uns zufriedenzugeben. Er selbst verwandte halbe Nächte, wie er uns vorwarf, dazu, unserer mangelnden Phantasie in diesem Punkte aufzuhelfen. So schlug er vor, die altbekannten eilipodes boes = schleppfüßigen Rinder mit latschenden Rindern wiederzugeben und was solcher Ausdrücke mehr sind. In dieser zweiten Stunde nun war er aufgeräumt und freudestrahlend damit herausgekommen, es sei ihm wieder einmal gelungen, ein abgegriffenes Wort durch ein funkelndes, sprechendes und damit aufrührendes und aufrüttelndes, die Sinne in Bewegung bringendes zu ersetzen. Er wies uns somit an, periphron Penelopeia statt die verständige Penelopeia fortan die sinnige Penaelopeia zu übersetzen. Wer beschreibt aber sein Entsetzen und seinen Abscheu, ja seine darauf folgende Niedergeschlagenheit und seine völlige Unfähigkeit, auch nur einen Ton der Gegenwehr herauszubringen, um sich gegen eine solche Auslegung seiner einführenden und empfehlenden Worte, eine solche Unterstellung zu schützen, als der brave und lautere Knabe Wislake in

seiner bald darauf folgenden Übersetzung die Worte brachte: die sinnliche Penelopeia. Er war erledigt, völlig zerschmettert und verließ den Raum, ein geschlagener Mensch. Zwar war ihm dieser besagte Wislake schon einmal aufgefallen damit, daß er in völliger Verkennung der historischen Gegebenheiten davon sprach, daß Perikles und die Athener das Herforder Münster erbaut hätten, aber daß er des Erhabenen völlig unfähig sei, was ja auch aus dem Ausspruch bezüglich Perikles, Athener, Herforder Münster nicht schlechterdings zu erschließen ist, das zu entdecken, war ihm für heute vorbehalten. Seine tiefe Trauer wurde des weiteren noch verdoppelt durch den Umstand, daß die Klasse bei diesem Vergehen nicht etwa in Laute des Unmutes ausbrach, sondern ganz unbewegt blieb und mit einem Ausdruck stumpfen und dumpfen Behagens in sein entsetztes Auge sah.

Das war der eine Schlag. Der andere ward ihm in der darauffolgenden Stunde beigebracht, als er in der O II eine Vertretungsstunde gab. Da er bei der Erläuterung einiger grammatikalischer Schwierigkeiten des lateinischen Textes den Eindruck gewann, ein Schüler sei sich über die Bedeutung des Gerundiums nicht ganz im klaren, fragte er ihn danach. Weil der nicht eben gesprächig bei seiner Auskunft war, seine Andeutungen vielmehr als ausgesprochen spärlich angesehen werden mußten, bediente sich Theodor Denecke eines alten pädagogischen Kniffs und stellte sich dumm und begehrte Weiteres zu wissen. Als er indes eine dritte Frage in derselben Weise zu seiner Aufklärung gestellt hatte und auf die Antwort des inzwischen etwas unwillig zögernden Jünglings wartete, wurde er plötzlich durch den ermunternden und freundlich antreibenden Zuruf eines Klassenkameraden getroffen, der, anscheinend unwirsch über den geringen Verstand des Lehrers, glaubte, dem Zaudernden mit den Worten: Mensch, erklär ihm das doch mal! Ermunterung geben zu müssen. Die offensichtlich zu Tage gebrachte Annahme, daß er wirklich über die Form im Unklaren sei, erschütterte ihn so sehr, daß seine inzwischen mühsam errungene Fassung wie eine Seifenblase aufstieg, um über seiner sterbenden Seele mit einem Knall zu zerplatzen.

Beladen mit diesen Erlebnissen, gepeinigt von diesen Schmerzen, die als die Schmerzen der Enttäuschung sich tief auf dem Grunde unserer Seele abspielen und mit keinem körperlichen Schmerz auch nur annähernd verglichen werden können, betrat er also in der 6. Stunde die Klasse. Was seine geschundene Seele nun sogleich aufpeitschte und aufwühlte, war der Umstand, daß er den Primaner Billerbeck in der letzten Bank so apathisch, so geistesabwesend sitzen sah, daß der weder merkte, wie der hohe Herr den Raum betreten hatte, noch daß er ihn nach dem Platznehmen der anderen nachhaltig und blitzend musterte. Wir müssen zur Erklärung dieses Fehltrittes wieder auf die Hitze verweisen, daß sie gar nicht in Vergessenheit gerate. Denn bei normaler Temperatur und annehmbarem Luftdruck hätte sich genannter Billerbeck niemals so weit gehen lassen, durch seine Zuchtlosigkeit den Zorn seines Direktors zu erregen, immer im Hinblick darauf, daß ja Selbstbeherrschung die vornehmste aller Tugenden.

Der Herr Direktor sagte zwar nichts, die anderen ahnten aber, daß hinter der Stirne gefährliche Entschlüsse und Gedanken auf der Lauer lägen. Der Nachrichtendienst wurde also in Bewegung gesetzt, um Billerbeck zu warnen. Allein, ob nun durch die brütende Hitze, die die Gehirne in Watte packte, die Gefährlichkeit der Situation in ihrer ganzen Bedroh-

lichkeit nicht genügend dargelegt wurde oder das Hirn des Billerbeck sie nicht wachsam genug aufnahm, jedenfalls reckte sich Billerbeck, dehnte sich und machte es sich bequemer als zuvor. Nun war aber die Bequemlichkeit dieses Knaben von eh und je ein Stein des Anstoßes bei allen Lehrern gewesen. Denn jener war unermeßlich lang, und da er in der letzten Bank saß, so reichte sein Leib oft ob seiner fürchterlichen Länge durch verschiedene Bankreihen vor ihm. Das war bisweilen so stark, daß es bei uns keine Verwunderung erregte, als einmal in einer besonders lässigen Stunde Billerbeck von dem unterrichtenden Herrn aufgefordert wurde, seine Füße vom Pult zu nehmen.

Unser Denecke kochte, sagte aber nichts, sondern wartete unverkennbar auf einen Angelpunkt, an dem er die Schale seines Zorns aufhängen und von dem er den Inhalt auf das Haupt des Täters ausschütten konnte. Billerbeck aber schlief und lauschte auf den Sang in seiner Brust, dem von den fleißigen Grillen draußen eifrig akkordiert wurde und zu dem er beipflichtend von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe nickte. Inzwischen nahte in Don Carlos die Szene, da die Prinzessin Eboli den Prinzen besucht, um ihn zu verführen. Wir lernen durch Schiller die weibliche Seele von Grund auf kennen, wie sie mit allen Verführungskünsten den Mann in ihre Netze lockt. Zur Unterstützung ihres Vorhabens wird sie von Schiller laut Bühnenanweisung mit einem idealischen Gewande bekleidet. Es heißt da: Sie tritt auf im idealischen Gewande.

Wenn gleich eine solch delikate Angelegenheit ohne Zweifel unter normalen Umständen die vollste Aufmerksamkeit der Schüler gefunden hätte, allein schon um den Leitspruch der Schule zu folgen: non scholae, sed vitae discimus, so fanden sie heute nicht den geringsten Reiz an dieser Begebenheit und schwiegen sich aus. Natürlich vor allem Billerbeck. Und an dieser Stelle hakte Theodor Denecke ein. Er wandte sich an Billerbeck mit einer Frage, die jedoch deswegen nicht den geringsten Eindruck auf ihn machte, weil er sie gar nicht hörte. Denecke wiederholte seine Frage: Was stellen Sie sich unter einem idealischen Gewande vor? mit Nachdruck und Erhöhung der Lautstärke. Billerbeck wachte nun auch daraufhin auf, glotzte aber so abgrundtief abwesend, zugleich aber so verächtlich über den Inhalt der Frage und erhaben über den Störenfried, daß dem die Galle überlief und der sich zu einer Handlung hinreißen ließ, die böse Folgen für ihn hatte. Denn er stürzte zu dem Platze, wo Billerbeck anfing sich langsam aufzurappeln. Das hätte er aber nicht tun sollen. Denn nun begab er sich in doppelte Gefahr. Einmal verließ er den Platz, der von ihm selbst als Symbol seiner Selbstbeherrschung auserkoren war. Zum anderen entzog er sich dem fächelnden Luftstrom der Fensterkühlungsanlage, was bei der dumpfen, stickigen Luft, die im Raume hing, ungeahnte Konsequenzen für ihn hatte. Kaum war er nämlich aus seinem heiligen Bezirk heraus, verfiel er den Mächten der Finsternis, die an der Decke brüteten. Er stürzte wie gesagt auf Billerbeck zu. Der erhob sich und schaute noch immer mit völlig abwesenden Augen auf den zornigen, tief unten vor ihm stehenden Direktor. Der wiederholte in noch stärkerem Tone: Was stellen Sie sich unter einem idealischen Gewande vor? Billerbeck suchte in den Tiefen seiner Seele nach festem Boden, aber wahrscheinlich glich sie dem Zustande der Welt vor der Erschaffung der Erde. Dieser Anschein trat auch so deutlich zu Tage, daß Denecke in seinem berechtigten Zorne, daß hier gar nichts, aber auch rein gar nichts zu holen

war, ihm wutentbrannt und außer sich die Worte ins Gesicht schleuderte: Wohl gar nichts? Was?

Erst das brüllende Gelächter der Klasse brachte ihn zur Besinnung. Er errötete, maß Billerbeck mit einem Blick, der dem die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte, wenn er sie bei seiner Geburt mitbekommen hätte und zog sich auf den Zufluchtsort zurück, den er nur in den letzten Zügen bestieg, auf das Pult. Da blieb er dann bis zum Schluß der Stunde, sanft und fromm wie nie zuvor. Wie er in der Folge des Tages mit den Ereignissen fertig geworden ist, mag nur der liebe Gott oder seine Frau wissen.

In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck einer umfangreichen Sammlung von Lehreranekdoten aus der Feder von Dr. Fr. Schwagmeyer, Witten, mit dem Titel "Alphabetische Miscellen".

Mitgliederverzeichnis

| Neuzugänge: | | |
|------------------------|--|--|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| Anschriftenänderungen: | | |

Verstorbene:

Familiennachrichten:

Ein Mädchen wurde geboren:

Ihren 65. Geburtstag feierten am 22. Nov. 1954 unser Ehrenmitglied Oberstudiendirektor i. R. Dr. Holtschmidt und am 1. Jan. 1955 Herr Studienrat Zeigermann. Wir gratulieren!

Liebe Ehemalige!

Das neue Geschäftsjahr der Vereinigung hat begonnen. Ich danke allen, die meine Arbeit erleichtert haben dadurch, daß Sie die Beiträge auf eines unserer Konten eingezahlt haben, ohne erinnert zu sein. Darf ich schon heute darauf hinweisen, daß die Jahresbeiträge für 1955 bedenkenlos bereits bezahlt werden können? Es ist zwar nicht so, daß in unserer Kasse eine hoffnungslose Ebbe herrschte, dennoch ist es für den Kassierer immer ein erfreuliches Gefühl, den Wünschen des Vorstandes zuzustimmen in der Gewißheit, daß die gewünschte Ausgabe die Kasse nicht gefährdet. Darum: Helft auch mir! Der Beitrag ist bekanntlich DM 6,—. Unsere Konten sind: Postscheckamt Hannover Nr. 129 171 und Stadtsparkasse Herford Nr. 3978.

Euer Georg Boecker, Kassierer

Schriftleitung: Konrad Giebeler, Herford, Steinweg 1

Stiftungsfest

Es sei schon jetzt darauf hingewiesen, daß das diesjährige Stiftungsfest der Vereinigung am 16. April im Kurhaus Bad Salzuflen stattfinden soll. Bitte vormerken! K. G.

Nachruf

Emil Düvel

geb. am 20. 6. 1883 · gest. am 9. 11. 1954

Mit Emil Düwel verliert die Vereinigung einen Menschen, dem ihr Wirken und die Mitgliedschaft in ihr eine Herzensangelegenheit war. An der Neugründung der Vereinigung nach dem letzten Kriege war er aktiv beteiligt, er fehlte bei keiner Veranstaltung. Der liebe Verstorbene besuchte unsere Schule bis zum Einjährigen, ging dann bei Streuber und später bei Meyer & Schwabedissen in die Lehre und später als Praktikant zur königl. Werft nach Wilhelmshaven. Nach Jahren der Ausbildung trat er

schließlich als Marine-Ingenieur in die Reichsmarine ein. Er lernte auf seinen Fahrten viele Länder kennen, u. a. China, Japan, Amerika. Während des 1. Weltkrieges fuhr er vorwiegend auf dem Linienschiff "Deutschland". Während des 2. Weltkrieges war er im Marineministerium tätig. 1945 wurde er pensioniert und kehrte 1946 in seine Heimatstadt Herford zurück.

Wie seine Freunde sagen, ging ihm in seinen letzten Lebensjahren die Vereinigung und das Zusammensein mit früheren Klassenkameraden über alles. — Wir wollen seiner gedenken!

Heinrich Lange

geb. 24. 8. 1878, Herford gest. 2. 1. 1955, Herford

Wohl jeder der lebenden ehemaligen Schüler des Friedrichs-Gymnasiums hat ihn gekannt, wenn nicht persönlich, so doch dem Namen nach. Ist mit Dr. Lange doch eine Persönlichkeit von uns gegangen, die immer wieder seit etwa 50 Jahren im besten Sinne von sich reden machte. -Aufgewachsen in Herford im trauten Kreis der Familie, als Sohn des Sanitätsrats Dr. Lange wurde er schon von Jugend an daran gewöhnt, sich um das Wohl der Stadt Herford zu kümmern. Sein Vater war Mitglied des Magistrates und seine Mutter stammte aus alter Herforder Familie. Nach dem Abiturientenexamen ging er zur Alma mater nach Bonn, um als Humanist Medizin zu studieren. Hier traf er unsern verewigten Hermann Angenete, der ihn bald zur Burschenschaft Alemannia herüberzog. S. S. 1898 wurde Lange dort aktiv. Auf seinem Burschenband stand: "Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland." Diese Schulung in der Burschenschaft, sei es auf dem Fechtboden oder im Burschenkränzchen, war bedeutend für den späteren bewährten Kommunalpolitiker. 1903 ließ er sich in Herford als prakt. Arzt nieder. Verheiratet mit seiner Base Ida Schwarz, die ihm immer beste Kameradin war, hatte er bald eine große Praxis, die er zunächst mit schnellen Pferden bewältigen mußte. Sein Eingehen auf den Menschen am Krankenbett, seine muntere Art, seine reichen Kenntnisse in seinem Fach und vor allem sein gutes Herz verschafften ihm bald viele Freunde. Im ersten Weltkrieg wurde er eingezogen. Als Stabsarzt stand er an der Front den Verwundeten und Kranken bei. Unverletzt, konnte er, mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet, in die Heimat zurückkehren. Nun widmete er sich neben seiner großen Praxis der ärztlichen Standespolitik und äußerst eifrig der Politik seiner Vaterstadt. Er wurde über die Deutsche Volkspartei Stadtverordneter und schließlich Stadtverordneten-Vorsteher. Sein geschicktes Verhalten, seine schnelle Auffassungsgabe und die ausgesprochene Liebe zu seinen Mitmenschen machten es ihm möglich, daß fast immer in der Stadtverordnetenversammlung unter seiner Leitung einstimmige Beschlüsse gefaßt wurden. Es war die Zeit angebrochen, wo in Langes Zimmer am Münsterkirchplatz bis spät in die Nacht hinein Licht brannte. Lange arbeitete! Dann kam das Jahr 1933. Der hochverdiente Stadtverordneten-Vorsteher mußte, ohne Dank zu haben, abtreten. Bis zu diesem einschneidenden Ereignis war Lange voll Lebenskraft mitten im gesellschaftlichen Geschehen der Bürgerschaft. Einmal war er Schützenkönig; im Weinklub spielte er eine große Rolle; bei Gelegenheit dichtete er, manchmal mit etwas spöttelndem Humor. Er stand auf der Höhe seines Lebens.

Nach 1933 war nun vieles vorbei; Jahre der Enttäuschung! Da kam der Krieg mit der großen Arbeitslast für die zurückbleibenden Ärzte, der Krieg mit allen seinen Schrecken. Ein Sohn fiel. Bomben platzten ringsum! Aber da sorgte sich der Alternde schon wieder darum, wie Herford nach dem Kriege bestehen könnte. Als der Waffenstillstand geschlossen war, wurde Lange für mehrere Jahre Bürgermeister. Das war ein ganz großes Opfer, das er uns Herfordern gebracht hat. Nicht satt zu essen — Not überall! Sorge um die Praxis, die er vernachlässigen mußte, da er Bürgermeister war. Heraufkommendes Alter. — Auch diese Jahre gingen vorüber, von Erfolg gekrönt.

Es wurde nun allmählich ruhiger um ihn, wenn er auch noch den Vorsitz im Weinklub behielt. Das große Aufatmen benutzte er aber nicht zum Stillsitzen, sondern seine Liebe galt jetzt bis zum Ende seinem kleinen Garten am Hause. Da hatte er bei der Arbeit seinen alten Frohsinn wieder, da konnte er seine Blumen hegen und pflegen. Und wenn sich seine Stauden zu sehr vermehrten, verschenkte er sie an gute Freunde. Und so wird in Herforder Gärten manche kleine blühende Schwertlilie zeugen von dem gütigen Menschen, der von uns gegangen ist. Gerhard Budde